

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 254.

Samstag, 30. Oktober.

1915.

[2. Fortsetzung.]

Der Orgel-Anger.

[Nachdruck verboten.]

Roman von Gebela Rüß.

Fünf-Hügelchen lebte schon seit Wochen in hochgradiger Erregung. Solch eine Hochzeit wie die bevorstehende zwischen Angehörigen der Häuser Sehren und Bauter hatte schon lange nicht die Gemüter beschäftigt.

Wer würde alles geladen werden? Wer nicht?

Würde die Feier im Sinne des alten Professors still oder im Sinne des Kommerzienrats mit lautem Gepränge begangen werden! Nun, der Kommerzienrat konnte es nicht laut, nicht zahlreich, nicht prächtig genug haben!

Auf Dinas Bitten, die Zahl der Gäste doch etwas zu beschränken, etwas weniger Pomp zu enthalten, hatte der jetzt wieder allezeit zärtliche Vater nur ruhig geantwortet:

„Ich habe meine Gründe, es so zu machen, wie ich es mache; laß dir das genügen, mein Kind, und opfere deine Stimmung diesmal.“

Und Herbert Sehren war merkwürdigerweise ganz eins mit seinem Schwiegervater gewesen: es konnte gar nicht „doll“ genug hingehen — aus puren Geschäftsrücksichten!

Herbert sprach überhaupt sehr viel von Geschäften — er fühlte sich durchaus jetzt als der kommende Mann von Fünf-Hügelchen! So war denn vorgestern der Bolterabend ganz nach altem, breitem Stil im „Königshof“ mit stundenlangen Aufführungen und nachfolgendem Ball mit allen Zutaten begangen worden, und alles, was Namen hatte in Fünf-Hügelchen, hatte hier mit aufgeführt und mitgezogen bis in den frühen Morgen hinein.

Einen Tag hatte das Brautpaar und die Gesellschaft zum Ausruhen nach all den Strapazen gehabt, und heute war der große Tag angebrochen, der Dina Bauter vormittags standesamtlich und nachmittags kirchlich Herbert Sehren zu eigen geben sollte.

Das Haus Bauter war vom Erdgeschoß bis zum Dach mit auswärtigen Tanten, Onkeln, Cousinen, Bettern und Freundinnen angefüllt — schon seit acht Tagen zog ein Gast nach dem anderen mit großen Toilettenkoffern an — man sprach nur noch vom „Hotel Bauter“.

Auch Ruch von Grünm war seit drei Tagen wieder eingelehrt. Sie hatte bald nach Dinas Verlobung das Haus verlassen, um sich mit ihrer Mutter ins Bad zu begeben, und um die notwendigen Hochzeitstoiletten zu beschaffen. Sie trat jetzt mit besonderer Eleganz auf, trug zu Dinas großem Erstaunen zwei köstliche Brillantringe, deren einer ihr sogar sehr zu denken gab — er hatte eine so täuschende Ähnlichkeit mit einem kostbaren Ring, den sie lebenslänglich an der Hand ihrer eigenen Mutter gesehen und bewundert hatte. Ruch lachte hell auf, als Dina eines Tages sehr vorsichtig damit herauslachte.

„Alle Familienringe — Mutter mag keinen Schmuck mehr tragen, ich erbe jetzt ein Stück nach dem anderen.“ Ruch vernahm freilich dabei ängstlich Dinas forschenden Blick, und diese hatte so ihre eigenen Gedanken über den „Familien Schmuck“ derer von Grünm. Sie war über-

zeugt, wenn jemals einer vorhanden gewesen wäre, so hätte Bruder Erloff ihn längst verschluckt, dieser einzige Sohn und Bruder, dem alles zum Opfer fiel, was Mutter und Schwester nur zu entbehren imstande waren. Dafür zierte er auch das Haus als flotter Mann!

Dina beruhigte sich dann aber bald. Warum sollte ihr Vater der Freundin heimlich ein so reiches Andenken gegeben haben, wo es sie weiter gar nicht überrascht hätte, wenn er in Gebelanne sich für all die angenommenen Blauderstunden, die Ruch ihm bereitet, als Großmogul revanchiert hätte?!

Man war vom Standesamt gekommen — die Hausgäste nahmen, mit den Jungvermählten herumstehend, ein ganz unzeremonielles, trotzdem aber ausgezeichnetes Frühstück ein. Um drei mußte man für die Kirche bereit sein — da hieß es immerhin, sich dranhaltend, wenn man vorher noch etwas ruhen wollte, um sich recht frisch und schön dem gaffenden Volke zu zeigen. Der Kommerzienrat hatte seinen glänzendsten Tag. Er sah wirklich jung aus für seine Jahre, und schien als Brautvater freudig genug gestimmt, die ganze Welt zu umarmen.

„Dein Alter ist doch wie ausgewechselt, seit er mich zum Schwiegerjohn hat“, scherzte Herbert zu seiner jungen Frau, mit der er endlich mal ein paar Minuten allein im Garten herumstrich.

„Er war mit einem Schlage ein anderer, nachdem Ruch ihn umgestimmt.“

„Ja, die Ruch Grünm! Donnerwetter, das Frauenzimmer hat ein Paar Augen im Kopf . . . vor denen ist der Alte sachte geschmolzen.“

„Doch jetzt ist er ganz stolz auf seinen Schwiegerjohn!“

Sie blieben stehen, umfingen und küßten sich in ehrlicher Leidenschaft.

Der Lärm und eine gewisse Scham hatten sie bisher auseinandergehalten — sie ließen sich jetzt gegenseitig zum erstenmal empfinden, daß das jauchzende Glück auf sie wartete.

Da wurden sie auseinandergeschleudert. Vom Hause her rief Tante Andrea von Krüber, des Kommerzienrats Schwester: „Dina! Dina! Dinachen . . .!“ Frau Dina Sehren . . .!“

Jetzt lachte das junge Ehepaar und trat in den nächsten Gesichtskreis der Tante.

„Was denn, Tante Andrea?“

„Ja, Kind, Dina, denkst du denn nicht auch ein wenig daran, zu ruhen — es ist gleich eins.“

„Ach, ich bin ja nicht müde!“

„Doch, doch, du wirst schon noch müde genug werden!“ Herbert, schicke deine Frau ins Haus — eine Braut darf sich nicht überhasten bei der Toilette, und die Zeit verfliegt so schnell! Katrin Sütte besteht darauf, dich neu zu frisieren, überhaupt — so komm doch!“

Herbert führte Dina der Tante zu. „Quält Sie mir nur nicht unnütz — dazu ist der Hochzeitstag doch wirklich nicht da! Was soll ich denn die ganzen Stunden anfangen?“

„Auch schlafen! Zudem — der Hochzeitsrad will auch angelegt sein mit Sinn und Gedanken, da fährt man nicht nur so in letzter Minute hinein!“

„Liebe Tante, Ihr nehmt die Sache noch so furchtbar wichtig ernst! Hochzeit ist eine heitere Angelegenheit, wenn sich zwei Menschen gut sind — — nicht wahr, Dina!“

Dina nickte ihm glückstrahlend zu und lief ins Haus. „Daß dich nur nicht sentimental machen!“ rief Herbert ihr nach.

„Nein, Herbert — ich tu' ihnen nicht den Gefallen, ich heule nicht an meinem Hochzeitstage, auch in der Kirche nicht!“

„Das ist brav, Weiberl — hast auch gar keine Veranlassung dazu! Auf Wiedersehen, allergnädigste Frau Braut! Ich gehe demweil noch zu Mutter — — sie wird heut doch um ihre Siesta kommen!“

Frau von Küber, die kinderlose Witwe, deren Vermögen sich in den Händen des Seligen beträchtlich verflüchtigt hatte, wünschte wirklich einen Augenblick ganz ungestört mit ihrem Bruder zu sein. Der Kommerzienrat pflogte sich um diese Zeit mit seiner Zigarre in den kleinen chinesischen Pavillon am äußersten Ende des Gartens zu begeben, um dort ein Stündchen zu verschlummern.

Er trat eben, offenbar in fröhliche Gedanken vertieft, auf den Altan. Die Schwester hatte ihn kommen hören, stieg aber, ohne sich umzusehen, in den Garten hinunter, als hätte sie nicht die geringste Ahnung, daß jemand hinter ihr herkäme. Einen Augenblick stutzte der Kommerzienrat, als ob er ebenso unbemerkt umkehren wollte, aber in seiner Frohlaune ging er mutig vorwärts und rief der Schwester nach: „Nun, Andrea, du allein gönnt dir keine Ruhe?“

„Ich habe die Morgenstunden gut benutzt, einer muß doch munter sein! Übrigens, gehst du nach China? Da komme ich auf eine Minute mit, es ist so angenehm kühl da, und die Sonne brennt doch noch ganz blühend für den 2. September! Sag mal, Ludwig, gut, daß ich dich mal allein spreche, wie denkst du dir das nun so recht?“

„Was denn?“

„Dein ferneres Leben, von morgen ab, wenn Dina fort ist?“

Lauter schmunzelte. „Dina geht doch nicht aus der Welt — in vierzehn Tagen ist sie wieder in Zürich.“

„Aber doch nicht in deinem Haus?“

„Nein, das ist mir natürlich längst klar.“

„Na also. Ich meine nur, mit dem Gesinde allein wird es dir doch unerträglich hier werden.“

„Ach, warum denn? Ich habe mein schönes Haus, Otto kommt auch mal her — —“

„Das ist doch alles nichts für dich, der du deine solide Ordnung haben mußt! Du hast mir nie recht klar darauf geantwortet — ich schrieb's dir ja drei, viermal — ich bin gern bereit, meinen kleinen Hausstand aufzulösen und dir dein Haus behaglich zu machen.“

Lauter sah sich seine Schwester an, als suchte er an ihr irgendeinen Ausdruck von Behaglichkeit. Aber er sah nur Spitzen und Ecken und zu lange Gliedmaßen und eine Fülle von Häßlichkeit und Unbehaglichkeit.

Er mußte lachen, aber er biß sich mannhaft auf die Lippen.

„Liebe Andrea, godankt habe ich dir ja wohl bereits schriftlich für deine Opferwilligkeit, aber du kannst doch nicht einen Augenblick annehmen, daß ich dich aus deinen angenehmen Kölner Verhältnissen reißen werde — aus meinem Egoismus. So etwas will auf beiden Seiten sehr, sehr überlegt sein. . .“

„Ich habe es mir längst eingehend überlegt, und. . .“
„So überlege es dir noch länger! Du weißt nicht, ob dir hier später das Haus ohne Dina so zuzagen möchte — — es bleibt doch nicht so — —“

„Was bleibt nicht so?“

„Das Haus wird doch ein anderes, wenn Dina es verläßt.“

„Darum eben will ich ja dir deine alte Ordnung —“
„Für mal — da ruft Dina — ja, ja — Dina ruft nach dir, höre nur — —“

„Bewahre, keinen Ton!“

„Aber ja, so höre doch!“

Lauter öffnete die Pavillontür und horchte hinaus. „Da schon wieder! Sie will doch etwas von dir!“

„Ich bitte dich — das ist drüben bei Professor Meißner der Papagei.“

„Ich höre deutlich Dinas Stimme. Aber wenn es dir zu unbequem ist, dann sehe ich mal nach, erlaube. . .“

„Das ist nicht nötig, ich gehe schon — ich möchte nur morgen endgültig Bescheid haben. Ich tue es von Herzen gern, aber natürlich, ich muß wissen, woran ich bin.“

„Das sollst du morgen wissen — ich verspreche es dir. Aber jetzt tue mir den Gefallen — Dina ruft schon wieder „Tante!““

„Ja, ja, aber glaube mir, es ist drüben der Papagei!“

Der Kommerzienrat riegelte schnell hinter ihr die Tür zu: „Natürlich ist es der Papagei, aber ich kann dich hier nicht brauchen mit all deinem Opfermut“, lachte er. Dann hob er einen der bunten Gardinen-Schals am ersten Fenster hoch, fuhr mit der Hand unter die vielfach übereinanderliegenden rotweissen Matten und holte ein duftiges Briefchen hervor.

Wie ein Jüngling drückte er es an die Lippen, öffnete es dann hastig und las, was Lucy von Grönnan ihm noch für Direktiven für den Nachmittag, zumal für das Diner, zu geben hatte.

Alle diese Befehle ertranken fast in einem ganzen Meer hochtrabender Liebesworte.

Dem Kommerzienrat schwindelte vor dieser Glut, er legte sich wie in einem Rausch auf das Ruhebett, um von ihr zu träumen.

Denn die Ruhe, seine alte, gediegene, biederemännliche Ruhe hatte ihn verlassen seit jenem Morgen, als er zum ersten Male Lucys junge Lippen im Kusse be-
(Fortsetzung folgt.)



Niemand ist frei, der nicht über sich selbst Herr ist. Claudius.

Sunde im elsässischen Schützengraben.

Aus Straßburg i. E. wird uns geschrieben: Unsere Archäologen und Altertumsforscher in Straßburg wußten schon längst, wie reich der elsässische Boden an Fundschätzen aller Art ist. Bei zufällig im Dienst der Industrie und des Verkehrs aufgerissenen Gruben war man oft auf alte Gräber, Gefäße und Steingeräte gestoßen, die den Wunsch nach einer systematischen Durchsuchung des Bodens wach werden ließen. Was nun im Frieden unmöglich schien, hat plötzlich der Krieg vollbracht. Fast über Nacht wurden auf weite Strecken Gräben gezogen, die die schlummernde Erde bis aufs Mark aufwühlten. Freilich, derbe Soldatenhäute und nicht schreibende Gelehrtenhände führten die Spaten. Bombensichere Unterstände und Geschosslager mußten in großen Tiefen gebaut werden, und dabei geschah es gar oft, daß archäologisch wertvolle Urnen zertrümmert und einstige Wohngruben und Mauerzüge als lästige Hindernisse auseinandergehauen wurden. Neuerdings ist nun auf Anregung des Straßburger Archäologen Dr. Jorck, wie er in den „Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege“ bekanntgibt, von der Militärverwaltung die Ablieferung der archäologisch wichtigen Funde angeordnet worden.

Merkwürdigerweise häufen sich diese Funde in der Nähe unserer heutigen Ortschaften und längs der Straßen, während sie abseits derselben fast gänzlich aufhören. Dies läßt erkennen, daß sich unsere Städte und Verkehrsadern in den Hauptlinien mit den uralten Besiedlungspunkten und Verbindungsstraßen decken und die jetzt unbesiedelten Gebiete aus jenen keine Rolle spielen.

Zahlreiche Skelettgräber aus der merovingischen Zeit wurden durch die Arbeit der „Schäpper“ ausgegraben. Die Skelette zeigen seltsame Merkmale, besonders im Beckenbein, das entweder ganz quadratisch oder sehr vor-

vorben erscheint. Die Gräber enthalten als charakteristische Beigaben einscheidige Säbel, Knochenkämme und tönernen Kannen zum Trinken des Meets, den der Germane auch im Jenseits nicht vermissen wollte. Meist fanden sich die Gräber in Ortschaften mit Endungen auf „heim“, wie Dinsheim, Mergentheim, so daß man annehmen muß, daß diese Stätten zur Zeit der Völkerwanderung von germanischen Herren ihre Namen erhielten.

Oft genug wurden die Ausgrabungen vom Donnern der Geschütze begleitet. So wurde während der Schlacht bei Saarbürg im wildesten Granatenfeuer Erde zu einer Geschützstellung ausgehoben. Dabei fand sich ein wertvolles römisches Brandgrab mit einer großen geschlossenen Urne, in der seit Jahrhunderten neben zahlreichen Scherben die Asche eines Toten ruhte.

Interessantes Material haben die Schützengräben auch für die Steinzeit geliefert. So sind jetzt im Straßburger Museum acht vollständig erhaltene Gräber aus dieser Periode ausgestellt. Die dazu gehörenden Tongefäße, die von streng voneinander gesonderten Stämmen hergestellt wurden, zeigen eingestochene Ornamente oder Linienbänderverzierungen, während die letzte Gattung mit reichlicher Verwendung von Hirschhorn und Knochen geformt worden ist. Diese Reste liegen oft dicht nebeneinander, sind aber nie gemischt. In denselben Gebieten finden sich Spuren von Befestigungen, die auf harte Kämpfe dieser uralten Stämme gegen einander schließen lassen. Sie ähneln unsern Schützengräben und bestehen aus tief in den Boden eingeschnittenen Schächten, mit denen man zum Schutz die Ansiedlungen umzog.

Anders war es auf den Vogesenhöhen, wo die Natur Felsen genug bot, um die künstlichen Gräben und Holzgitter zu ersetzen. Da wurden die Häuser und Acker zum Schutz gegen eindringende Feinde mit Steinwällen umfriedet, die auch das Entweichen des Viehs verhinderten. Überreste dieser zum Teil vorhistorischen Befestigungen finden sich auf dem in diesem Krieg hartnäckig umstrittenen Hartmannsweilerkopf. Ein großes Stammes-Refugium, das dazu ersehen war, im Fall der Not einen ganzen Stamm mit Kind und Regel zu bergen, liegt auf dem Obilienberg mit seiner malerischen „Seidenmauer“. Glücklicherweise blieben diese wertvollen Überreste vom Krieg verschont, und wir freuen uns dessen in der sicheren Überzucht, daß unser alter elsässischer Boden auch fernerhin abseits vom blutigen Kampf bleiben und künftigen Geschlechtern zum Studium und zu friedlicher Arbeit dienen wird.

H. S.



Aus der Kriegszeit.

Der Kaiser als Helfer bei Hochwasserschutzbauten. Aus den letzten Tagen des Hochwassers weiß der „Oberschles. Anz.“ folgende Episode mitzuteilen: Zum Schutze eines besonders gefährdeten Damms wurden auch unsere braven Festgrauen herangezogen und stellten sich freudig in diesen Dienst für die teure Heimat. U. a. war auch eine kleine Abteilung des Husarenregiments Nr. . . herangezogen worden, um einen Durchbruch des Wassers an einer besonders gefährdeten Stelle eines Damms zu wehren. Es galt, durch Einrammen von Pfählen den bereits einfallenden Dammrutsch aufzuhalten, um eine Überschwemmung des nahen Dorfes zu verhüten. Zu dem hierzu befohlenen Kommando gehörte auch ein Matiborer, der Husar Ender, der in einem Briefe folgenden interessanten Zwischenfall berichtet: „Samstagnachmittag arbeiteten wir wieder an der Ausbesserung des Damms. Wir waren eben mit dem Abladen einer Anzahl starker Stämme fertig, als der Herr Oberamtmann zu uns kam und mir mitteilte, es würde Hilfe von der kaiserlichen Stadtwache kommen. Ich sollte diese Leute erwarten und nach der Bruchstelle führen. Ich blieb allein auf der Chaussee zurück, um die Hilfsabteilung abzuwarten. Auf einmal höre ich das kaiserliche Kraftwagen-signal, und im nächsten Augenblick schon kommt das Auto mit dem Kaiser an. Das Auto hielt, und der Kaiser fragte mich nach dem Wege zum Damm. Ich führte den Kaiser samt seinem Gefolge nach der gewünschten Stelle. Bald arbeiteten wir (die Husaren) an dem Damm weiter, und der Kaiser half tüchtig mit. Er spitzte uns die Pfähle mit der Art zu, die wir dann einschlugen. Darüber kamen noch mehrere Generale und Stabsoffiziere, welche auch mitarbeiten mußten, als sie sahen, wie der Kaiser Breiter trug und Holz spaltete. Es war

ein schönes Bild, wie so die Herren Generale und Offiziere mit uns arbeiteten. Einige hatten sich sogar die Röcke ausgezogen und machten in Hemdsärmeln mit. Die Hilfe, auf die ich warten sollte, kam erst in zwei Stunden. Während dieser Zeit waren wir sechs Husaren und einige Zivilisten mit dem Kaiser und den Offizieren allein. Der Kaiser sah sehr gut aus und war in guter Stimmung. Es war gerade an dem Tag, an dem Warschau fiel.“

Das Tagebuch des Sargtischlers Napoleons. Ein interessantes Dokument, das besonders die Napoleonforscher interessieren dürfte, wird gegenwärtig in einer Sonderausgabe der „Times“ veröffentlicht. Es ist das Tagebuch des Sargtischlers und Leichenbestatters, der Napoleon den letzten Dienst erwiesen hatte. Das Tagebuch, das bisher in keiner Form, auch nicht auszugsweise bekannt geworden war, wurde durch den Major M. F. Houlds aufgefunden, der gegenwärtig als Militärarzt in St. Helena stationiert ist. Der Verfasser des Aufzeichnungen, ein gewisser Andrew Darling, hat, was er gesehen und erlebt hat, ohne Kommentar niedergeschrieben. Die einzige persönliche Bemerkung, die sich in dem Tagebuch findet, besagt, daß die Leiche Napoleons ziemlich verunstaltet gewesen sei, daß aber die Gesichtszüge merkwürdigerweise noch schön und jugendlich erschienen seien. Die ganze Gestalt sei aber weitaus kleiner gewesen, als man von einem so großen Manne hätte erwarten dürfen. Aber auch diese Bemerkungen sind ganz sachlich gehalten und stellen einfach Betrachtungen dar, die der Tischler beim Nagnehmen für die Sarggröße anstellte.

Goethe und die Luftschiffahrt. Goethe, dessen weltumfassender Geist die Lösung und Gestaltung vieler staatl. u. wirtschaftlicher und kultureller Fragen vorausgahnt, beschäftigte sich auch längere Zeit — in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als die ersten schüchternen Luftfahrtversuche unternommen wurden — eingehend mit dem Flugproblem. Wie Adolf Teutenberg in einem „Goethe und die Luftschiffahrt“ überschriebenen Artikel der „Umschau“ bemerkt, findet sich in einer vom 11. April 1821 datierten Handschrift Goethes der folgende Entwurf zu einem geplanten Aufsatz: „Schönes Glück, die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts durchlebt zu haben. Großer Vorteil, gleichzeitig mit großen Entdeckungen gewesen zu sein. Man sieht sie an als Brüder, Schwestern, Verwandte, ja insofern man selbst mitwirkte, als Töchter und Söhne. . . .“ „Nachdem Goethe“, heißt es weiter in der „Umschau“, „dann die Entdeckungen jener Zeit und was davon seine Aufmerksamkeit in einem höheren Grade auf sich lenkte, aufgezählt hat: Elektrizität, Optik, Alchimie, Chemie, Galvanismus, fährt er fort: „Die Luftballons werden entdeckt. Wie nah ich dieser Entdeckung gewesen. Einiger Verdruß, es nicht selbst entdeckt zu haben. Baldige Tröstung.“ Als die Brüder Montgolfier 1783 die ersten Ballons aufsteigen ließen, erweckte dies Goethes höchstes Interesse. Und unter seiner Führung wurden noch in denselben Jahre in Weimar ähnliche Versuche angestellt. Trotz aller Mißerfolge ließ Goethes Begeisterung für die „Luftbälle“ nicht nach. Zu Lavater äußerte er sich hierüber: „Ergötzen Dich nicht auch die Luftfahrer? Ich mag den Menschen gar zu gerne so etwas gönnen. Weiden: den Erfindern und den Zuschauer.“ Ein Brief Goethes an Frau v. Stein vom 13. Mai 1784 läßt ebenso erkennen, daß Goethe selbst verschiedene Versuche unternommen hat. „Ich hoffe“, schreibt er, „Du bleibst meinem Garten und mir getreu. Viel leicht versuchen wir den kleinen Ballon mit einem Feuerforbe, Sage aber niemandem etwas, damit es nicht zu weit herumgreife.“ Zum Schluß seiner gerade jetzt in der Zeit so ungeahnter Gebrauchsfähigkeit unserer Flugapparate besonders interessanten Ausführungen macht Teutenberg auf eine Stelle im „Faust“ aufmerksam, die eine dichterische Verwertung des von Goethe durch die ersten Ballonversuche empfängenen Eindrucks zeigt. Auf Fausts Frage: „Wie kommen wir denn aus dem Haus?“, erwidert Mephisto:

„Wir breiten nur den Mantel aus,
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmst bei diesem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bärbel mit.
Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Geht uns bedenkend von dieser Erde,
Und sind wir leicht,
So geht es schnell hinauf.“



Neues vom Büchermarkt.



Romane, Novellen usw.

* Heinrich Wolfgang Seidel: „Ameisenberg“; Die spanische Nacht. Zwei Novellen. (G. Grote, Berlin, SW. 11.) Auch über diesen Dichtungen schwebt jener „Vogel der Solidan“, das Symbol emporstrebender Sehnsucht, von dem Seidels erste Novellen kündeten, auch hier verbindet der Dichter, das Erbe seines Vaters, den tiefgemütvollen, liebenswürdigen phantastischen Humor mit einer wunderbaren, die nüchternen Wirklichkeit verklärenden Romantik; dicht neben selbstaufliebender Enge und kleinstädtischem Behagen liegt ihm das Traumland höherer Welten, und wie er sich zu jenen Höhen befreit emporzuschwingt, erzählt die erste Geschichte, der die zweite wie eine leidvolle Ballade in Molltönen nachklingt. „Seimat.“ Erzählungen von Anna Schieber. (Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.) Eins haben an uns die Franzosen früher, etwas geringfügig freilich, bewundert, das deutsche Gemüt, worunter sie freilich meist eine etwas wässerliche blonde Sentimentalität verstanden. Was aber das deutsche Gemüt wirklich bedeutet, wie es uns heilige Tiefen des Seelenlebens enthüllt, das lehren wieder diese ergreifenden Zeitgeschichten einer deutschen Dichterin, so schlicht und einfältig sie auch dem oberflächlichen Leser erscheinen mögen. Wie der Krieg mit seinen Räten und seiner Erhebung auf einfache Menschen wirkt, verkündet ihr Inhalt, und gerade die letzte Geschichte, die der Sammlung den Namen gibt, verkündet die tiefe Tragik des Einzelgeschicks durch wunderbar kindlich fromme Poesie. Hier kann man wirklich von Erbauung reden, und gerade den vielen, die jetzt Leid tragen, mag dieses Büchlein zum Trostbuche werden.

Kriegsromane, Gedichte.

* „Deutschland sei wach.“ Vaterländische Gedichte von Ernst von Wildenbruch, gesammelt von Maria von Wildenbruch. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) In der schönen Rede, die Oskar Wille jüngst bei der Enthüllung des Wildenbruch-Denkmal in Weimar hielt, hören wir von einem guten Wort. Wildenbruch zieht mit uns hinaus in den Kampf! so rief ein junger Offizier gleich bei Beginn des Krieges der Witwe des Dichters vom Bahnwagen aus zu, der ihn auf den Kampfplatz führte. In diesem Sinne hat gerade jetzt Maria von Wildenbruch, Karl Maria von Webers Enkelin, vaterländische Dichtungen ihres unvergesslichen Vaters dem deutschen Volke als Morgengabe zu seiner Erhebung dargebracht. Es ist nicht mehr die „Schredliche Zeit“, in der das Vaterland totes Gewesenes wurde, in der diese Dichtungen an arme Vögel gemahnt hätten, die sich im Dunkeln verflüchten mühten. Auch die, welche früher geringfügig über den Hohenzollernidioten hinwegsehen, werden es jetzt fühlen, mit welcher Kraft und Unmittelbarkeit er den großen Gedanken der beseelenden Allgemeinheit begeisterte Worte verlieh und so zum hellsehenden Propheten unserer Erhebung wurde. Solche Gelegenheitsgedichte sind hier vereinigt, aus drängendem Gefühl des Augenblicks entstanden, dessen innerster Gehalt in monumentale Formen harrt. Mit ganz eigener Empfindung lesen wir jetzt das alles, die prachtvollen Schilderungen der 70er Kämpfe aus den Selbstenliedern von Villon und Sedan, die Huldigungen für Heinrich von Meiß, Bismarck, Richard Wagner, Treitschke, die Gestalten der Hohenzollernfürsten, mit tiefster Erregung aber besonders die mächtige Entladung nationalen Jähres wie in jenen zermalmenden Worten an Rudyard Kipling. Wilhelm Dittmars, des Freundes wunderbare Trauerrede für den Dichter ist dem Buche beigegeben; das uns mit seinem Inhalte den Begriff deutscher Art bedeutet. — Unterdessen schreibt die große Gesamtausgabe von Wildenbruchs Gesamtwerken, die Verthold Litzmann, des Dichters Jugendfreund und Biograph, im Grote'schen Verlage herausgibt, rüstig weiter fort. Band 4 und 5 der ersten Serie sollen bald erscheinen und den Abschluß der Prosadichtungen bringen, von der zweiten Serie liegen bis jetzt drei Bände vor, sie geben die Dramen vom Garold bis zum Generalfeldoberst in einer nach strengen Grundzügen philologischer Kritik gestalteten Form. Außerordentlich wertvoll sind die Einleitungen des Herausgebers, der über Entstehung und Bedeutung der Einzelwerke viel Neues mitzuteilen weiß und zugleich die oft von der letzten Gestalt vielfach in interessanter Weise abweichenden ersten Entwürfe des Dichters uns zugänglich macht. Hoffen wir, daß es dem Gelehrten, der so stark und doch objektiv in des Dichters Kunst sich eingelebt hat, vergönnt sein wird, auch seine große Wildenbruch-Biographie bald zu Ende zu führen!

* Paul Langenscheidt: „Soldatenherzen.“ Geschichte eines Gefechtes. (Verlegt bei Dr. P. Langenscheidt, Berlin, W. 15.) Als Rittmeister und Kommandeur einer Sanitätskompanie im Felde hatte der Verfasser, als Romanautor wohl bekannt, Gelegenheit, viel Interessantes zu erleben, das er hier mitteilt. Die Einblicke in das Seelenleben unserer Krieger, die sich ihm in seiner Stellung eröffneten, treten besonders bedeutsam hervor.

Kriegsliteratur.

* „Grenzwacht der Schweizer“ von Johannes Jegerlehner. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) Es war für uns doch eine tief schmerzliche Enttäuschung, als Künstler, die wir so tief im deutschen Wesen gegründet glaubten, zu unseren Verleumdern wurden. So darf es uns dafür wohl tun, wenn andere Schweizer um so kräftiger für uns und unsere gute Sache eintreten. Zu ihnen gehört auch der Dichter der Marignaneschlacht, der gemütvoll Erzähler, der jetzt wieder mitarbeitet, die Grenzen seines freien Vaterlandes zu schützen. Von diesem halb kriegerischen, halb friedlichen Treiben erzählt er uns in diesem Buche; von der naturwüchsigen Tüchtigkeit, der trotzig bewußten Vaterlandsliebe seines Volkes. Mancherlei Meinungen über den Weltkrieg kommen hier zu Worte, was aber der Dichter selbst denkt und fühlt, spricht er offen und kräftig aus, die unbedingte Bewunderung des deutschen Geistes, dessen Ordnung und Pflichtgefühl ihm Vorbild auch für seine Landsleute wird.

* Gustav Roethe: „Von deutscher Art und Kultur.“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Was dieser deutsche Philosoph im Oktober 1914 von deutscher Art und Kultur zu sagen wußte, ist auch jetzt, wo so vieles über diese Probleme erörtert wurde, wertvoll und erhellend zu lesen.

* „Für Seimat und Herd.“ Kriegsgeschichten von Joseph Winkler. (Verlag von Adolf Bohn u. Comp. in Stuttgart.) Der gesunde und fernere Humor, der in diesen Kriegsgeschichten vorherrscht, wird dem Büchlein sicher viele Freunde erwerben.

Zeitschriftenchau.

* „Deutscher Wille“ (des Kunstwarts 29. Jahrgang). Herausgeber Ferd. Avenarius. (München, Callweh.) Der neue Name des alten Kunstwarts ist wie von selbst aus der Entwicklung der Zeitschrift herausgewachsen, er bedeutet zwei Aufgaben von geschichtlicher Größe, die eine, das Deutschtum im Volk, Vaterland und Staat zu erhalten und zu stärken, die zweite, mit diesem Deutschtum für alle zu wirken. In diesem Sinne redet der Herausgeber von den neu gewonnenen Zielen im ersten Oktoberhefte. In derselben Nummer finden wir Artikel von Wolfgang Schumann „Zur Frage der Kriegskunst“, von Franz Gürtler über „Die deutsche Kunst in Gegenwart und Zukunft“, während Richard Fuchs die Tragik Englands in dem tiefen Widerspruch zwischen individueller und staatlicher Ethik findet. Die Rubrik „Vom Heute fürs Morgen bringt vielfache Betrachtungen und kritische Anregungen. Unter den Illustrationen sehen wir neben Reproduktionen von bedeutenden Kunstwerken eine Probe aus der demnächst erscheinenden Dürerband-Flugschrift von Ferd. Avenarius „Der Krieg als Verleumder: ein russisches Bogrombild zum Zeugnis deutscher Greuel umgefälscht. Ein markiges Marschlied von Hermann Bacher ist beigegeben. Aus dem Inhalte der beiden folgenden Hefte heben wir noch hervor: „Wissenschaftlicher Pazifismus“ von Paul Ratorp, „Voraussetzungen des mitteleuropäischen Staatenbundes“ von Franz Jester, „Ernst Garbi und sein König Salomon“ von Friedr. Düssel, „Die Polenfrage“ von Wilhelm Stapel, „Die Wölfe“ (ernste Betrachtungen über die Wucherfrage) vom Herausgeber, „Die schönheitliche Zukunft Konstantinopels“ von Cornelia Gurlitt usw. Auch hier folgen reichliche Einzelaufsätze und wertvolle künstlerische Beigaben.

* „Hochland.“ Herausgegeben von Karl Muth, München. (Jos. Köfeler'sche Buchhandlung.) Der Inhalt des Oktoberheftes, das den neuen Jahrgang dieser vornehmsten katholischen Monatschrift eröffnet, ist wieder ein schönes Zeichen für die Einheitsliebe des deutschen Empfindens in dieser großen Zeit, die alle Partei- und Konfessionsunterschiede zurücktreten läßt. In einer schönen Übersicht zum zweiten Kriegsjahrgang betont der Herausgeber, daß in den drei Worten Natur, Glaube und Freiheit die großen Lebensstatistiken unserer nationalen Zukunft begriffen sind. Über „Staat und Gesellschaft in Deutschland“ gibt Prof. Dr. M. Spaßn tiefgründige Gedanken, von deutscher Frömmigkeit entwickelt Prof. Dr. E. Krebs Anschauungen, denen auch der Protestant wohl zustimmen kann. Von weiteren Aufsätzen seien erwähnt: Dr. S. May: Die Sehnsucht nach dem Organischen im Lichte unserer Liturgie; Th. Brauer: Die deutschen Katholiken und die Standesbewegung; Augustinus: Wenn von Frieden gesprochen wird. Weiter gibt Johann Georg Herzog zu Sachsen Eindrücke aus dem wiedereroberten Lemberg und Lady Memmehaffet bespricht Tolstois Wechsel mit der Gräfin A. A. Dolstoi. Hochland-Echo und Rundschau enthalten interessante Einzelbetrachtungen; wertvolle Kunstbeigaben schließen sich an, und ein Roman „Nubis“ von P. Dorfler bezaubert in diesem Hefte.

* Das schon erschienene neue November-Heft der „Wiener Wabe“ bringt wiederum eine Fülle seiner Wiener Wabe von großer Schönheit. Daraus sind besonders schöne Jung-Blätter herausgegeben für den Winter.